

JANA HRDLIČKOVÁ,
Lehrstuhl für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität
in Ústí nad Labem

DIE NEUEN PATRIARCHEN: INKA BACHS UND JOHN VON DÜFFELS ROMANE ÜBER DIE FAMILIENOBERRÄUPTER (2004)

Abstrakt: *The New Patriarchs: Inka Bach's and John von Düffel's Novels about the Heads of the Family (2004)*

The article discusses two contemporary novels by Inka Bach („Glücksmarie“) and John von Düffel („Houwelandt“), both of 2004, against a backdrop of their very significant authority characters of the father they draw. It is shown that these characters attract the reader's attention so strongly that no other character can compete with them. On one hand modern education offers more sensitive and human patterns for the characters of the father nowadays. On the other hand the authoritative fathers also provide some securities, especially for their wives, that gentle, weak fathers cannot give. This is already notable in Kafka's works. The distinction between the “old“ and the “new“ patriarchs is, however, that the new ones torture their daughters and sons to survival, not to death.

Seit Kafkas Erzählung „Das Urteil“ (1913) und seinem „Brief an den Vater“ (entstanden 1919) begegnet man in der deutschsprachigen Literatur immer wieder sehr ausgeprägten Vaterfiguren, in ihrer Unnahbarkeit auch Patriarchen genannt, die den Leser erstaunen und erschauern lassen. Eine ganz eigentümliche Faszination geht von ihnen aus, unter anderem auch darin begründet, wie mächtig die sie tragenden Geschichten zwischen Lebensbeichte, einer zuweilen völlig ungeschützten Autobiographik einerseits und schillernder Fiktion andererseits oszillieren. Sie wollen aber mehr und Wichtigeres an den Tag legen: die ungeahnte Komplexität und tiefe Widersprüchlichkeit eines bestimmten Vater-Seins aufzeigen, einen Schlüssel, der alles Disparate, vielleicht auch Chaotische dieser einen Person in sich bündelt, entwerfen bzw. in Gang setzen. Und das trotz aller antiautoritären Erziehungsansätze, die, so denkt man, ja inzwischen die Menschen viel stärker beeinflussen und beeindrucken müssten und viel häufiger Einlass in die Literatur finden sollten – und statt dessen sich bisher

nur in sehr verhaltenen Tönen behaupten. Davon zeugen auch die Romane von Inka Bach („Glücksmarie“) und John von Düffel („Houwelandt“), beide wie wahlverwandt vom Jahr 2004, in denen das krass Autoritäre das am meisten Signifikante und Fesselnde darstellt.

Inka Bachs Roman „Glücksmarie“ ist zwar auf die Hauptheldin, Marie Hoffman, zentriert, den Hauptpart übernimmt hier aber ihr Stiefvater, der Gynäkologe Herbert, weil sich die Handlung vor allem durch ihn in Bewegung setzt. Seine Vorgeschichte von seiner Geburt an wird fast lückenlos erzählt, doch auch sie ist nicht imstande, die gewaltsame Ausrichtung dieses Charakters, das Tyrannische an ihm zu ergründen. Der ganze Roman wird es immer wieder versuchen, mit einer Überdosis Schmerz und Wut, und trotzdem kognitiv mitten auf dem Weg bleiben. Als Anhaltspunkte bleiben dem Leser Herberts Sozialisation im Nachkriegsdeutschland und vor allem dann in der DDR (fern von seiner armseligen Familie aus dem Harz und in einem angesehenen Internat russischer Provenienz), sein Eintritt in die SED mit 14 Jahren und sein Austritt aus der Kirche um die gleiche Zeit, seine Ehe mit der Augenärztin Carola, Maries Tante, mit 23 Jahren sein Doktorat und mit 34 Jahren seine Habilitation. Oder sind die äußeren Parameter wie der Ungarnaufstand (1956), der Bau der Berliner Mauer (1961) und die Repression des Prager Frühlings (1968) schwerwiegender, die Herbert zunehmend mit Abscheu vor dem Regime erfüllen und seinen Hausterror steigen lassen, um ihn schließlich, 1975, zur Flucht in die BRD zu bewegen? Jedenfalls greift die These, dass das, was das kommunistische Regime an Terror und Bevormundung den Bürgern „öffentlich“ antat, diese dann im Mikroklima ihrer Familien „privat“ den Schwächeren bewusst oder unbewusst aufbürdeten, viel zu kurz, wird dem Facettenreichtum der Gestalt von Herbert nicht gerecht. Der Dandy der Frauenklinik und der populäre Uni-lehrer, der ständig, vom Westen hergeschmuggelt, die neuesten Automarken fährt, in seiner Wohnung exklusive Partys mit Gruppensex veranstaltet, „seiner“ Familie aber *Schädelbasisbrüche, Brillenhämatome, Schläge und Tritte* beschert, bleibt als Figur in dieser Spaltung zwischen glanzvollem Draußen und armseligem Hausterror bis zuletzt hängen, denn: Herbert kommt man einfach nicht auf den Grund.

Noch schwerer ist es zuweilen zu ergründen, warum denn Tante Carola, die Hauptgequälte, dies alles jahrzehntelang vom „Mann ihres Lebens“¹ erduldet und mehr oder weniger phlegmatisch hinnimmt; und zwar was sie, aber auch was ihre Stieftochter Marie angeht. Denn wenn „es“ Marie passiert, d.h. wenn Ma-

¹ Inka Bach: Glücksmarie. Roman. Transit Buchverlag Berlin 2004, ISBN 3-88747-194-6, S. 29.

rie beispielsweise von Herbert mit Schuhen getreten wird, mit Fäusten geschlagen wird, in Todesangst wimmert, Rotz und Wasser heult, sich vor Entsetzen in die Hose macht (das alles nur, weil sie unabsichtlich den Onkel beim Fernsehen gestört hat), kommt niemand zur Hilfe, „Carola bleibt verschwunden“². Es ist zwar von Anfang an klar: die (leibliche) Tante ist kein mütterlicher Typ, will ihrerseits keine Kinder und als „Rabenmutter“ wird sie von einem Kinderarzt bezeichnet, weil sie Marie schon anfangs rücksichtslos zwischen Krippe und Krankenhaus pendeln lässt, nicht gewillt, ihr Studium wegen des kränklichen Kindes der verunglückten Schwester zu unterbrechen. Kühl berichtet sie dann Marie gegenüber auch noch, wie „erstaunlich“ es war, dass diese sich trotz aller Lungenentzündungen und anderen Krankheiten immer wieder „*aufrapp[eln konnte]*.“³ Doch dass eine Frau einem gequälten Mädchen (das auch in Lebensgefahr schweben könnte) im Zimmer nebenan eine geraume Zeit nicht zur Hilfe kommt, zu wiederholten Malen, und es nicht vor dem Aggressor beschützt, der ihr Partner ist, zeugt nicht nur von sträflicher Indolenz und falscher Parität, es ist auch ein Spiegel eines schon zu dieser Zeit stark angegriffenen Ich. Dass die Tante nach zehn Jahren Hausgewalt zur Alkoholikerin wird, was auch die Ausübung ihres Berufs gefährlich beeinträchtigt (Augenoperationen sind bekanntlich die am genauesten durchzuführenden ärztlichen Eingriffe überhaupt), ist dann nur folgerichtig.

Davon bleibt allerdings unangetastet, dass der Beruf und das Wissen ganz allgemein und auch das Lesen für Carola Instrumente sind, anhand deren sie sich und ihre Nichte aufrichtet, und die für beide einen hohen Stellenwert besitzen (um so tragischer dann die Verstrickung der Tante in das Trinken). Sie beschäftigen sich beide rege – der äußere Anlass sind hier die Medizinprüfungen Carolas – mit der Geschichte der Medizin, sie lesen zusammen die verschiedensten Bücher und diskutieren lebhaft über ihre Eindrücke. Eine Art weibliches Paradies tut sich dabei auf⁴ – wären nicht auch die Vergewaltigungen Carolas da, ihre Verunstaltungen durch Herbert, ihre notwendigen Aufenthalte im Krankenhaus, während deren in der Wohnung vor Maries Blicken die „Ersatztanten“ ein und aus marschieren und sie kumpelhaft gefragt wird, welche ihr denn am meisten gefalle. Sie „verrät“ die Tante förmlich und paktiert eine Zeit lang mit dem Onkel, indem sie tatsächlich eine der Liebhaberinnen (alle sind interessan-

2 Ebd., S. 90.

3 Ebd., S. 31.

4 Dieses Paradies wird vor allem in Herberts Abwesenheit als solches verstanden, vgl. beispielsweise: „Wenn Herbert verreist ist, lassen Carola und ich es uns gut gehen. Wir sprechen wieder von der Scheidung, räumen die Wohnung um, sind stolz auf unsere Kräfte, mit denen wir Schränke versetzen können. Es sieht schön aus, anders. Ein anderes Leben“ (Inka Bach: Glücksmarie. Roman. Transit Buchverlag Berlin 2004, ISBN 3-88747-194-6, S. 45.)

terweise Carola ein wenig ähnlich) für die Sympathischste erklärt. Schwerer mag allerdings im Unterbewusstsein Maries wiegen, dass sie mal Herbert über einen in Carola verliebten Kollegen aufklärt, woraufhin diese nicht nur schwer verprügelt wird, sondern auch ihre Arbeitsstelle kündigen muss. Die erklärende Parole des Onkels lautet: man müsse die Tante zu ihrem Glück zwingen. Eine herbe Lehre, die aber zu dem Namen *Herbert* sehr gut zu passen scheint.

Doch nicht nur Marie „verrät“ die Tante, auch die Tante „verrät“ Marie, und zwar wiederholt. Sie ist zu schwach, sich von dem Gewalttäter Herbert zu trennen, ihr Wort gegenüber Marie zu halten, sie ist auch zunehmend eifersüchtig auf Marie, dieses heranwachsende Mädchen, eine zumindest potentielle Rivalin. Sie vulgarisiert dessen „Brüstchen“ gegenüber einem Nachbarn, sie erklärt Marie (da ist sie dreizehn) für mannstoll, wenn diese von dem zwanzigjährigen Sohn ihrer Schneiderin beinahe umgebracht wird. Weniger spektakulär erscheint in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Carola, die Augenärztin, Marie in zunehmendem Maße, was die Augenkontakte angeht, ignoriert, da sie (so erklärt sie es ihr) in der Arbeit die ganze Zeit die Augen der Patienten spiegeln muss. Dies Nicht-angeschaut-Werden scheint ein Merkmal vieler von Müttern enttäuschten Töchter zu sein,⁵ von Marie wird es folgendermaßen bilanzierend festgehalten: „Ich suche ihre [Carolas] Augen, finde sie nicht, treffe nicht ihren Blick. Sie schaut mich nicht an. Sie raucht. Sie trinkt. Sie sieht mich nicht an. Ich suche ihren Blick. Ein Leben lang werde ich den Blick suchen. Sehnsüchtig warte ich. Auf ihre Augen. Sie sieht in Augen. Den ganzen Tag spiegelt sie Augen. Hell. Grell. Blind. Müde. Dunkel am Abend. Trinken. Rauchen. Wartet auf Herbert. Sie will mich nicht sehen. Genug gesehen. Sie will dieses Kind nicht.“⁶

⁵ Auch Marie Luise Kaschnitz erinnert sich noch am Ende ihres Lebens, in ihren „Orten“ (1973): „AUF dem dreißig Jahre alten Schmalfilm kam meine Mutter unversehens ins Bild und gerade auf mich zu. Ich war überrascht, wie schön sie war und wie zart. [...] Das überaus liebevolle Lächeln hatte nicht mir gegolten, jetzt aber gilt es mir, ich lasse den Film zurückspulen, vier- oder fünfmal. [...] Meine Mutter, die lächelnd auf mich zukommt, mich ansieht, mich. [...] Ich muß noch einmal sehen, wie meine Mutter mir zulächelt, so voller Liebe, ich war nicht gemeint.“ In: Marie Luise Kaschnitz: Gesammelte Werke, hg. von Ch. Büttlich und N. Miller, 3. Band, Insel Verlag Frankfurt am Main 1982, S. 543.

⁶ Inka Bach: Glücksmarie. Roman. Transit Buchverlag Berlin 2004, ISBN 3-88747-194-6, S. 93. Am entsetzlichsten wirkt aber Carolas Indolenz in dem Augenblick, wo Marie, bereits nach dem von Herbert angeordneten und durchgeführten Umzug „seiner Familie“ nach Westberlin, viele Tabletten geschluckt hat mit der Absicht, sich umzubringen; Carola kommt zwar früher als geplant nach Hause, schaut sich aber stundenlang nach Marie nicht um, kein Instinkt verrät ihr die Gefahr. Erst ein Mitschüler Maries dringt in die Wohnung, wo Carola zufrieden herumsitzt, und rettet Marie.

Krass tritt hier zutage, wie anhänglich Carola ihrem Mann gegenüber ist, trotz aller seiner Gewaltausübung und den vielen Vergewaltigungen, trotz aller seiner anmaßenden Bevormundung, trotz aller seiner rücksichtslosen, beleidigenden Untreue. Vielleicht ist sie geblendet von dem befehlenden Wir, das er immer wieder für „seine“ Familie verwendet und das ihr womöglich ein Gefühl der Sicherheit gibt, vielleicht passt es ihr, dass seinerseits über sie entschieden wird, dass er sie belehrt (das tut er von Anfang an, wo er ihr zeigt, wie sie erotisch verwertbar gehen und sitzen soll, und fordert, dass sie nicht berlinert, usw.), dass er sie „leitet“ und „vertritt“. – Es scheint überhaupt typisch für die literarischen Patriarchen zu sein, dass sie weibliche Partnerinnen lebenslang an sich zu binden vermögen, dass ihrerseits keine Auflehnung, kein Aufbruch passiert, sondern still mitgemacht wird und höchstens im Geheimen die Politik der kleinen Schritte, kleiner Zugeständnisse betrieben wird. Was alles mit den tradierten Stereotypen von männlicher „Stärke“ und weiblicher Akzeptanz dieser „Stärke“ im „Sich-Fügen“ zusammenhängen mag und immer noch als eine faszinierende, immer noch als häufig sanktionierte Art der Lebensführung hervorsteicht. Wie schwer haben es im Vergleich dazu die positiven, die milden und verständnisvollen Väter, wie blass sie im Vergleich mit den kraftstrotzenden, in grellen Farben gezeichneten Patriarchen erscheinen! Wenn sie überhaupt literarisch umgesetzt werden und von den Rezipienten als solche erkannt und anerkannt werden.

Ein Beispiel dafür, wie schwierig es ein Autor beim niveauvollen Gestalten von positiven Vaterfiguren haben kann, ist John von Düffels Roman „Houwelandt“. Hier wird, im Unterschied zu Inka Bachs starrem Fehlen jeglicher anderen, positiveren Vatergestalt, sehr wohl die leise pietätvolle Ausformung einer einfühlbaren, sanften Vaterfigur versucht – doch sogar die professionellen Leser wie z.B. der Verlagslektor Christian Döring bemerken dies gar nicht, bleiben von dem autoritären, harten Patriarchen Jorge tief beeindruckt, ja in ihn „vernarrt“. ⁷ Dabei will der Autor bestimmt nicht das Gestrengte affirmativ weiter generieren, eher schon aufzeigen, dass auch das Gegenteil davon verhängnisvoll wirken kann. Sein Roman greift deshalb auch weiter, entwirft im Unterschied zu Inka Bachs Buch nicht nur zwei, sondern drei Generationen einer Familie, ⁸ und zwar erklärtermaßen so, dass alle und keiner Recht haben

⁷ Vgl. den Dokumentarfilm „Houwelandt“ (2005) über die Entstehung dieses Romans von Jörg Adolph, wo authentische Gespräche zwischen dem Verlagslektor und John von Düffel wiedergegeben werden.

⁸ In Inka Bachs Roman werden die Kinder Maries zwar erwähnt, und es wird gezeigt, dass Marie sie (wie Thomas in „Houwelandt“ seinen Sohn) vor dem unheilvollen Einfluss des Onkels durch das völlige Abbrechen der Kontakte schützen muss, doch ihr Akzent liegt auf der Zeichnung des Lebens von Marie – um ihre Befreiung geht es vordergründig.

sollen. Zentral sind drei männliche Figuren: der Patriarch Jorge de Houwelandt (bald 80), sein erstgeborener, an seiner unnachgiebigen Strenge scheiternder, schwacher Sohn Thomas (57) und dessen Sohn Christian (33), der sich wiederum an der Schwäche seines Vaters wund reibt. Aber auch die weiblichen Gestalten sind wichtig: allen voran Jorges Ehefrau und treue Begleiterin Esther, aus deren Perspektive neben der von Jorge, Thomas und Christian abwechselnd die Welt des Romans modelliert wird; weiterhin die bürgerliche Beate Gerber, einst Thomas' Ehefrau, nun getrennt von ihm lebend; und die Freundin von Christian, Ricarda. Mit einer eigentümlichen Technik, die an die sukzessive Beleuchtung der einzelnen Helden auf der Bühne erinnert, werden die vier Personen in immer weiteren Kreisen dem Leser vorgestellt, abwechselnd „angestrahlt“, doch zuerst ohne einen eindeutigen Erzählzusammenhang, jeder für sich. Erst mit der Zeit wird das Kreisen zunehmend gewichtiger, die Figuren treten in immer komplexere Beziehungen zueinander, Kausalzusammenhänge und Teilwahrheiten werden sichtbar. Die Familie wird auf ein zu erwartendes Ereignis hin definiert, auf Jorges 80. Geburtstag.

Auch Jorge hat eine Internatszeit hinter sich, auch er stammt aus armseligen Verhältnissen wie Herbert, doch seinen biographischen Hintergrund bildet eine verarmte adelige Familie und sein Internat ist ein christliches: Jorge soll – wegen der finanziell katastrophalen Lage seiner verlassenen Mutter – Mönch werden. Im Unterschied zu Inka Bachs Roman befinden wir uns mit Jorge um eine Generation früher als bei Herbert, das Autoritative wurzelt noch zäh und ist selbstverständlich. Aber auch wenn dem nicht so wäre, würde es Jorge, durch seine inneren Anlagen bedingt, bestimmt „erschaffen“, wenigstens im Hinblick auf sich selbst. Denn im Gegensatz zu Herbert ist Jorge zuerst mal sehr streng, ja unnachgiebig zu sich selbst, erst danach zu den anderen. Er ist ein Mensch, der Selbstdisziplin mag und braucht, einen regelmäßigen Tagesablauf verlangt und – sehr im Unterschied zu Herbert – die Bescheidenheit und Enthaltensamkeit selbst ist. Also isst er mehr als einfach und immer dasselbe, betet im Unterschied zu Herbert mindestens zwei Mal täglich und hasst alle Besuche, lebt fast einsiedlerisch. Auch würde ihm nie in den Sinn kommen, Esther untreu zu werden. Doch seine Liebe zu ihr ist seltsam, geht davon aus, dass Jorge leichter eine Frau lieben kann als Gott.⁹ Interessant mag zudem sein, dass seine Anhänglichkeit zu Esther auf ihrem Blick beruht, mit dem sie ihn „rettet“.¹⁰ Von Jorges Mutter wird in diesem Zusammenhang berichtet, dass sie ihm im entscheidenden Moment der Trennung „kein einziges Mal ins Gesicht

⁹ John von Düffel: Houwelandt. Roman. Deutscher Taschenbuch Verlag München, 3. Auflage 2006, ISBN-13:978-3-423-13465-1, S. 276.

¹⁰ Ebd.

[schaute]¹¹, nur seinen Vater beschimpfte. Wieder wiegt hier (wie vorhin bei Marie) das Trauma des Nicht-angeschaut-Werdens durch die Mutter so tief, dass es ein Leben lang die entsprechende Person konstituiert.

Mehr als Esther rettet Jorge zuerst, während seiner Internatszeit und auch danach noch, die Mathematik. In der Begründung dieser Affinität erreicht die Zeichnung des Autors John von Duffel einen Tiefgang, den wir bei Herbert Inka Bachs vielleicht ein wenig vermissen. Es zeigt sich nämlich, dass Jorges Liebe zur Mathematik kein Zufall ist, sondern die fehlende Verankerung dieses Mannes im Glauben aufwiegt. Ein ganzes Leben lang wird Jorge versuchen, Gott zu begegnen, sich dem Nichts zu stellen, das ihn umgibt und immer wieder in seinem Monolog, in den mit „Jorge“ betitelten Passagen, an die Oberfläche gelangt – bedingt vielleicht durch seine unfreiwillige Verpflanzung in das Internat, vielleicht durch den Schock des Vater-Entzugs. Dementsprechend kann Jorge zwar Gott im Schmerz begegnen und in der Strafe, die er als Internatszögling megalomanisch sich selbst aufbürdet in einem geheimen Ritual des nächtlichen „Hängens“¹², erfährt aber Gottes Milde und Liebe nie. Bezeichnenderweise kann er bei diesen „Exerzitien“ die ganze Nacht hindurch nicht beten, die Worte verlieren für ihn ihren Sinn, er muss sie durch Zahlen ersetzen. Also memoriert er Logarithmen und setzt später durch, dass er nicht Mönch werden muss, sondern Mathematik studieren darf. Dem Nichts will er damit eine Ordnung geben – das „Gebet“ der Mathematik versteht er als klar und kalt und vor allem: dieses Gebet gibt sich seine Antworten selbst.¹³

Paradoxerweise sind es gerade die Tiefe und die unnahbare Strenge, die für Esther die Attraktivität Jorges ausmachen, über alle Jahre hindurch. Sie ahnt zwar nicht, wie schlimm ihn sein alltäglicher Kampf um die „rechte Tiefe“ im Gebet verzehrt, und schon überhaupt nicht, gegen Ende zu, dass Jorge aufgrund seiner schweren Arthrose und eines Prostatakarzinoms (im Endstadium) riesige Schmerzen leidet, ihnen ganz allein ausgeliefert ist. Doch instinktiv muss sie etwas von der Not Jorges gespürt haben, von Anfang an, von seiner „außergewöhnlichen Begabung zum Schmerz“¹⁴, die sogar Selbstmord als die letzte Möglichkeit einer Gott-Begegnung nicht ausschließt. Daher unterstützt Esther Jorge, wo sie nur kann. Sogar ihre eigenen Kinder, die offensichtlich Schwächeren, verrät sie immer wieder, um Jorges willen. Sie schützt sie keineswegs vor Jorges gefürchteten Wutausbrüchen und seinen die Kinder psychisch wie

11 Ebd., S. 271.

12 Er schnallt sich spätnachts im Fenster des Internats an und will dort so lange hängen bleiben, „bis Gott Tag werden [lässt] und ihn [erlöst]“. Ebd., S. 153.

13 Ebd., S. 276.

14 Ebd., S. 156.

physisch völlig demütigenden „Erziehungsmethoden“.¹⁵ Im Zweifelsfall nimmt sie, die tapferste aller Frauen, die Jorge je kannte, für ihren Mann Partei; jenen Mann, der um seiner Härte willen geliebt werden will und nur mit dem Starken Mitleid zu verspüren vermag.¹⁶ Thomas, der Weiche, Kränkelnde, Wehleidige ist dadurch in den denkbar ungünstigsten Händen in dieser Familie.

Die Kraft des Willens, auch eine von Jorge hochgeschätzte Eigenschaft, fehlt Thomas scheinbar vollends. Er heiratet eine Frau mit (weitgehend emanzipatorischen) „Grundsätzen“, die Esther als zunehmend herb empfindet, er versucht ein Doktorat, bricht aber sein Studium bei der Geburt von Christian ab, beendet es niemals. Nach der Trennung von Beate „lässt er sich gehen“, verkommt vollkommen (äußerlich, psychisch) in dem schnell verkommenden Familiensitz,¹⁷ einem Bau aus der Vorgründerzeit, von Jorges Nachkommen abschätzig „Hundehütte“ genannt. Wie Hans Schnier aus Bölls „Ansichten eines Clowns“ (1963), doch um volle 30 Jahre älter,¹⁸ treibt Thomas sich unnütz herum, die Apanage seiner Eltern für das „Verwalten“ des Anwesens konsumierend, von einer Depression zur nächsten eilend. Er raucht unaufhörlich und entwickelt eine gefährlich werdende Sucht zum Rotwein. Das alles wird noch verstärkt, als er einen Brief von seiner Mutter bekommt, in welchem diese ihn auffordert, das Haus für die Feier zu Jorges 80. Geburtstag instand zu setzen. Ja sie schreibt, sie hoffe – „es ist alles bereit“.¹⁹ Natürlich kennt sie ihren Sohn nur allzu gut und weiß ganz genau, dass nichts bereit ist.

Das Instandsetzen des Hauses ist aber nicht die wichtigste Sache, die Thomas in Hinsicht auf die Feier leisten muss. Vielmehr ist seine eigentliche Aufgabe, so wünscht es die Mutter, das Verfassen einer Rede, die dem Jubilar huldigt, die diesen quasi vom nächsten Glied der familiären Kette aus (als der Erstgeborene) feiert. Weiß die Mutter denn nichts von den Traumata gerade dieser Kindheit, dass sie so etwas fordert – oder hat sie inzwischen, mit dem Verschwinden

15 Die irrsinnigste dieser Methoden ist wohl der sog. „Kloverbrot“, der den Kindern „nach jeder Mahlzeit für mindestens zwei Stunden den Besuch der Toilette untersagte“ (John von Düffel: Houwelandt. Roman. Deutscher Taschenbuch Verlag München, 3. Auflage 2006, ISBN-13:978-3-423-13465-1, S. 102); Jorge wollte dadurch verhindern, dass „seine undankbaren Kinder [...] das im Schweiß seines Angesichts verdiente täglich Brot umgehend an die Kanalisation abführten“ (ebd., S. 103). Die Folge davon ist, dass Thomas' Verdauungstrakt bis in die Gegenwart hin völlig durcheinander ist und total chaotisch auf äußere Stimuli reagiert.

16 Ebd., S. 211.

17 Jorge und Esther leben seit geraumer Zeit in Spanien und die Schwestern von Thomas wohnen woanders in Deutschland.

18 Bölls Hans Schnier ist 27, Thomas dagegen schon 57.

19 John von Düffel: Houwelandt. Roman. Deutscher Taschenbuch Verlag München, 3. Auflage 2006, ISBN-13:978-3-423-13465-1, S. 28.

der Wutausbrüche Jorges, alles Negative der familiären Anamnese vergessen? Ist das Ziel ihrer „Mission“²⁰ gar die Versöhnung? Thomas versucht jedenfalls, die Aufgabe an seinen „starken“, karrierebewussten Sohn weiterzuleiten, hat aber keinen Erfolg damit.

So wie Kafka sein „Urteil“ in einem Zug schrieb, diese „Geburt mit Schmutz und Schleim“²¹, die wie eine „Wunde“ zustande gekommen ist, „die in einer langen Nacht zum erstenmal aufbrach“²², so schreibt aber schon kurz daraufhin Thomas mit einer ungeahnten Leichtigkeit die Rede: „aus einem Guß“²³, in einem „Schaffensrausch“²⁴, und er fühlt sich danach „wie neugeboren“²⁵. Er hatte den Adressaten gefunden, das Medium des zwanzig Blatt langen Textes (dieser „schmerzlich schöne[n] Blume“²⁶), Christian. Und diese Erkenntnis setzt bei ihm eine ungeahnte Energie frei: er kauft sich (vom Geld der Mutter für die Renovierungsarbeiten) neue Kleider und wird selbst neu. Er raucht nicht mehr, trinkt nicht mehr, sein Vater ist zu weit, um ihn mit seinem sprichwörtlichen, tödlichen Misstrauen zu lähmen. Esther, die von diesen Veränderungen Notiz nimmt, will zum ersten Mal Thomas vor seinem Vater beschützen.

Schließlich stirbt Jorge zwei Tage vor der geplanten Feier, die er selbst keineswegs gut hieß und sie Esther, die sie durchaus veranstalten wollte, sehr übel nahm. Doch sein Tod verursacht erst einmal, paradoxerweise, dass die Familie der de Houwelandts ihren gemeinsamen Nenner zu entdecken beginnt, dass die gegenseitige, unverwechselbare Zugehörigkeit ihrer Mitglieder zueinander zumindest als eine scheue Idee Einzug in die Realität hält. So wenigstens nimmt es Christian wahr, der im letzten Augenblick noch versucht hat, seinen Großvater tiefer als bisher kennen zu lernen, aber zusammen mit Esther in Spanien nur eine Ruine des ehemaligen Patriarchen vorfand. Bei seinem Begräbnis ist es dann er, der die Totenrede hält, zwar auf der Grundlage jenes Vermächtnisses von seinem Vater verfasst, allerdings von sich mit authentischen Erlebnissen und eigenständigen Deutungen angereichert. Dass diese Rede zuerst mal nur als Plan im Konjunktiv feststeht, hat seinen Sinn: auch wenn nun Christian vor all

20 Ebd., S. 122, S. 235 usw.

21 Kafka im Februar 1913 in seinem Tagebuch. Zitiert in: Carsten Schlingmann: Franz Kafka. Philipp Reclam jun. Stuttgart 1996, ISBN 3-15-015204-6, S. 70.

22 Kafka an Milena Jesenská, die Übersetzerin des „Urteils“ ins Tschechische, in einem Brief vom 28. August 1920. Zitiert in: Carsten Schlingmann: Franz Kafka. Philipp Reclam jun. Stuttgart 1996, ISBN 3-15-015204-6, S. 69.

23 John von Düffel: Houwelandt. Roman. Deutscher Taschenbuch Verlag München, 3. Auflage 2006, ISBN-13:978-3-423-13465-1, S. 99.

24 Ebd., S. 100.

25 Ebd.

26 Ebd., S. 101.

den Trauergästen scheitern sollte, sie gar nicht hält, er weiß gewiss, sein Vater wird ihn lieben.

So bedingt der Tod des gestrengen, ewig unzufriedenen Patriarchen das Freiwerden einer vorher sehr verborgenen Liebe. Das Phantomartige der Gestalt wird insgeheim abgeschüttelt, so dass Christian zuletzt sogar annehmen kann, die de Houwelandts seien „doch eine ganz normale Familie“²⁷. Auch der Tyrann Jorge, so wird mehrere Male festgehalten, liebt und pflegt Blumen, spricht zu ihnen zärtlich. Auch der Tyrann Jorge bringt am allerletzten Ende seines Lebens einem Mulattenjüngling, in Mut und „Begabung zum Schmerz“ als Ebenbild seiner selbst verstanden, das Schwimmen mit viel Umsicht und Empathie bei.²⁸ So dass sich die Person Jorges allmählich ein wenig aufwertet, nicht nur Abscheu und Angst verbreitet. Das Finale gehört jedoch einem anderen Mann, Thomas. Seine „ja-sagende“, unterstützende Liebe zu Christian war immer einsatzbereit, muss dieser erkennen,²⁹ erst Thomas' schützende Hand auf seiner Schulter machte den Sohn vor Jorge so sicher und stark. Was aber, wie schon erwähnt, literarisch gesehen ein viel zu stiller Triumph bleibt, der der Auffälligkeit und Komplexität der Gestalt von Jorge bei weitem nicht standhält.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Patriarchen der neuesten deutschsprachigen Literatur keine Lebensgefahr mehr für ihre Nachkommen bedeuten, wie es bei Kafka („Das Urteil“, 1913, und „Brief an den Vater“, 1952), Ingeborg Bachmann („Malina“, 1971), Fritz Zorn („Mars“, 1977) und anderen noch der Fall war. Auch wenn auch sie, wie die Vorläufer, ihre Frauen lebenslänglich an sich zu binden vermögen und aus ihnen eigentlich Mittäterinnen machen, auch wenn sie lebenslang sehr zerstörerisch die Leben ihrer Kinder bestimmen, bleibt ihre „Gründung“, die Familie, trotzdem recht kompakt – offenbar vor allem durch die Sicherheit, die sie trotz allen Terrors bieten. Marie aus Inka Bachs Roman gelingt schließlich eine Flucht aus der sie bedrohenden Dreiecksbeziehung in eine „normale“ (Pflege)Familie in der BRD, die Familie der de Houwelandts wird durch das Ableben des Patriarchen und durch Thomas' Erlösung aus seiner Furcht vor dem Vater „normal“. Was außerordentlich bleibt, sind die Texte über diese „Patriarchen“ und die Tatsache, dass sie trotz des ernststen Themas sehr gut lesbar sind. Beide Male leistet dies m. E. vor allem die Sprache: ihre registrierende Sachlichkeit und der sog. Staccato-Stil bei Inka Bach, der allgegenwärtige, spielerische, feine Humor bei John von Düffel. Die

27 Ebd., S. 298.

28 Nicht umsonst heißt dieser Junge Darío, was an das englische „dare“, „wagen“, „sich getrauen“, erinnert und tatsächlich das ausmacht, was Jorge an diesem Jüngling so bewundert.

29 Nur Ricarda erfährt dagegen davon, dass Christian der Grund für den Abbruch von Thomas' Dissertation war und dass sich Thomas statt der Karriere lieber dem Sohn widmete.

Familie wird bei beiden als ein Ort beschrieben, worin fast jeder traumatisiert wird. Doch es liegt in der Reichweite unserer gegenwärtigen Ich-Entwürfe, sich von diesen Traumata auch zu befreien.

